

LEBEN, GESELLSCHAFT & KULTUR AM WOCHENENDE



Deutsche Rechtsprechung

Fortsetzung von Seite V1

» mer Einsatzgruppen-Prozess. Der Hauptangeklagte, einst Polizeichef in Tilsit, hatte in Stuttgart hartnäckig versucht, in den Staatsdienst zurückzukehren. Er fiel Ulmer Staatsanwälten auf, wurde vor Gericht gestellt und zu zehn Jahren Freiheitsstrafe wegen Beihilfe zum Mord verurteilt.

Angeregt von diesem Prozess, aber auch von Forderungen des Braunschweiger Generalstaatsanwalts Fritz Bauer forderte der junge FDP-Politiker Karl Moersch die Gründung einer deutschen Behörde, die in aller Welt Daten und Fakten über Nazitäter sammelt und Ermittlungen einleitet. Der württembergische Justizminister Wolfgang Haussmann las Moersch's Artikel und handelte. Schon im Dezember 1958 nahm die „Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen“ ihre Arbeit in Ludwigsburg auf. „Ihr geistiger Vater ist Fritz Bauer“, sagte Karl Moersch.

Eher zufällig geriet Bauer, 1956 als Generalstaatsanwalt nach Hessen berufen, in Frankfurt an Informationen, die in ihm den Plan reifen lassen, einen Prozess zum Auschwitz-Komplex zu führen. Mit großer Zähigkeit verfolgte er dieses Ziel.

Ermittlungen wurden gegen 25 Beschuldigte eingeleitet, von denen bei Prozessbeginn 22 angeklagt und schließlich über zugehört wurde. Die Voruntersuchung wurde dem Richter Heinz Düx übertragen, der dabei ein Engagement bewies, das Anfang der sechziger Jahre in der bundesdeutschen Justiz bei NS-Prozessen ungewöhnlich war. Er vernahm Hunderte von Zeugen und reiste, obwohl seine Vorgesetzten nicht einverstanden waren, als Privatmann nach Auschwitz. Seinem Einsatz ist es zu danken, dass der Auschwitz-Prozess gründlich und umfassend geführt werden konnte.

**Der Prozess wirkte auch pädagogisch**  
Später schrieb Düx: „Der Auschwitz-Prozess war ein Novum in der deutschen Justizgeschichte. Vorher hat es solche Prozesse nicht gegeben, und man wollte sie auch nicht. Es ist dem damaligen hessischen Generalstaatsanwalt zu verdanken, dass es doch zu diesem Prozess kam und dass er sich dem Ermittlungsverfahren mit allem Nachdruck widmete, unbeeindruckt von dem Hass und der Hämme der Personen, die den Mantel des Vergessens über die NS-Verbrechen breiten wollten.“ Bauer selbst sprach dem Prozess auch eine pädagogische Funktion zu, weil er seinen Mitbürgern ihre eigene Verantwortung für diese Verbrechen vor Augen führte.

Tatsächlich erfuhr die deutsche Öffentlichkeit erstmals, was während des Krieges in und um Auschwitz geschah. Zwar war es aus juristischen Gründen nicht die volle Wahrheit. Wenn Zeugen sie zu schildern versuchten, wurden sie nicht selten zu rechtgewiesen. Als eine Zeugin berichtete, wie während der Deportation Säuglinge in den Händen ihrer Mütter starben, wandte der Staatsanwalt ein: „Beschränken Sie sich auf das juristisch Wesentliche.“

**Auf Befehlsnotstand herausgeredet**

Es ist Bernd Naumann, dem Reporter der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ zu danken, dass wir ein nahezu vollständiges Bild des Prozessverlaufs haben. Bis zu dessen Ende 1965 saß er täglich im Gerichtssaal. Er schilderte die Kläglichkeit der Angeklagten, die sich auf einen vermeintlichen Befehlsnotstand herauszureden versuchten. Und er registrierte auch, dass von deren Seite kein Wort des Bedauerns oder der Scham kam. All das war doch geschehen in einer Welt, die hinter ihnen lag und mit ihrer bürgerlichen Existenz nichts zu tun hatte. Als der Schriftsteller Horst Krüger erstmals den Prozess besuchte, fragte er einen Bekannten, wo denn die Angeklagten seien, denn die älteren Herren in Schlips und Kragen waren denkbar unauffällig und bewegten sich frei unter den Prozessbesuchern. Resozialisierung war bei diesen Angeklagten kein Thema.

Von den zwanzig Angeklagten bekamen sechs lebenslang Zuchthaus wegen Mord. Zehn Angeklagte erhielten Zuchthaus zwischen drei und vierzehn Jahren. Einer erhielt zehn Jahre Jugendstrafe. Drei der Angeklagten wurden freigesprochen – meist aus Mangel an Beweisen, weil das Gericht Belastungszeugen für „un glaubwürdig“ hielt oder einzelne ihrer Aussagen für „nicht zuverlässig genug“. Ein Völkermord wurde abgehandelt nach deutschem Recht.



Werbetour für die neue CD: Howard Carpendale im November bei einem kleinen, exklusiven Konzert in Stuttgart.

Foto: Wilhelm Mierendorf

„Warum wollen alle Ihre alten Hits hören?“

Begegnung mit Howard Carpendale

**Porträt** Der Sänger hat eine neue CD herausgebracht und geht wieder auf Tournee – weil die Arbeit für Carpendale die beste Medizin scheint, um das Leben aus- und durchzuhalten.

Von Adrienne Braun

Wenn man einmal im Leben die Chance hat, sich mit Howard Carpendale persönlich zu treffen, ist es schon ein besonderer Moment. Schließlich ist er einer der großen Musiker der Musikbranche, hat mehr als 700 Lieder geschrieben und 30 Millionen Platten und CDs verkauft. Wer kennt nicht „Hello again“ oder „Ti amo“? Howard Carpendale ist einer der Populärsten der Branche. Aber jetzt sitzt da ein Mann, der den Eindruck macht, als sei ihm der Rummel zu viel. Nicht müde, aber matt. Nicht unfreundlich, aber auch nicht zugewandt. Nicht lebendig, sondern schwerfällig, fast schwermütig.

Howard Carpendale ist zurück. Im Oktober hat er seine neue CD „Viel zu lang gewartet“ herausgebracht. „Man kann mit 67 nicht nur Liebeslieder singen“, sagt er und schlägt in diesen neuen Liedern einen anderen Ton an: „Hab Freunde verloren und neue gewonnen“, heißt es da, „bin abgestürzt und hatte Glück“. Die Songs klingen fast altersweise, auch wenn Carpendale das Wort nicht mag und es eher als Beleidigung auffasst. Aber auch er tut sich eben schwer mit dem Alterwerden. Die Haare kann man färben, die Uhr tickt trotzdem.

Ohnehin hat Carpendale die neuen Lieder nicht selbst geschrieben, sondern ein ganzes Bündel an Musikern engagiert, das im kreativen Kollektiv die Songs entwickelt hat. Wenn Carpendale singt „Bei jedem Konzert fällt mir der Abschied schwer. Es ist noch lang nicht vorbei“, dann glaubt man zwar, dass er da selbst spreche. „Aber

nein“, sagt Carpendale, „die Texte sind von jungen Leuten geschrieben.“ Auch das: „Ich schau in den Spiegel, alles verändert sich.“ Er muss sich an die neuen Lieder erst gewöhnen. „Bei sechs neuen Titeln braucht es eine Weile“, sagt er. Deshalb hat er bei seinem kleinen Auftritt im Erdgeschoss des Stuttgarter Fernsehturns Monitore vor sich, auf denen die Texte eingespielt werden. Die Damen in der ersten Reihe sind ihm voraus, sie können schon alle neuen Titel mitsingen, sie klatschen, und man sieht, dass sie glücklich sind. Sie haben wie rund sechzig weitere Gewinner bei SWR 4 Karten bekommen für ein kleines, exklusives Konzert. Carpendale brauchte nicht mal ein Mikrofon, so nah und intim ist es. Da sitzt er nun entspannt im schwarzen Anzug und mit Turnschuhen auf dem Bar-

hocker und plaudert zwischen den Liedern, macht Witze, sagt: „Wir sind in unserer Welt vielleicht ein bisschen zu egoistisch geworden“, und erzählt, dass er Glück habe mit seinen Söhnen. Wayne, der Sohn aus seiner ersten Ehe, hat als Schauspieler in der TV-Serie „Der Landarzt“ Karriere gemacht. Cass, der zweite, lebt in Amerika und programmiert Computerspiele. „Ich verstehe kein Wort davon“, sagt Carpendale kokett, „das ist mir zu hoch.“

Carpendale ist ein versierter Entertainer, der es versteht, klar zu markieren, dass er ein Superstar ist („Wenn Tausende von Menschen applaudieren, ist es schon eine tolle Sache“), dabei dennoch sympathisch herüberkommt als einer, der mit seinem Publikum auf Augenhöhe steht. Der Mann ist ein Profi, er glaubt sogar, dass sein Erfolg „nicht auf der Tatsache beruht, dass ich Musik gemacht habe, sondern meine Arbeit ist eher auf der Bühne“. Er macht eine Show – „das ist es, was ich kann und wo ich mich sehe“.

Trotzdem hat er vor zehn Jahren einen Schussstrich gezogen und 2003 sein Abschiedskonzert in Köln gegeben. Es war keine gute Zeit für ihn. Er bekam die Diagnose multiple Sklerose. Seine Partnerin, die Amerikanerin Donnice Pierce, hatte immer schon mit dem Alkohol zu kämpfen, jetzt aber ging es ihr besonders schlecht. Und als Howard Carpendale zudem erfuhr,

**MEISTER IM KUGELSTOSSEN**

**Sportler** Eigentlich hätte Howard Carpendale auch Sportler werden können. Er ist in Südafrika aufgewachsen und war 1963 Jugendmeister des Landes im Kugelstoßen. Zunächst tingelte er erfolglos als Elvis-Imitator. Im Jahr 1966 siedelte er nach Europa über und sprach in Köln behetzt bei einer Plattenfirma vor. Seine erste Platte „Lebenslanglich“ verkaufte sich 60 000-mal. Nebenbei spielte er in der Rugby-Bundesliga beim ASV Köln. In den siebziger Jahren war Carpendale auch Formel-3-Fahrer.

**Sänger** Heute um 19 Uhr überträgt SWR 4 das Konzert, das Carpendale in Stuttgart gegeben hat. Am 31. März singt er in der Liederhalle. adr

dass ihn ein Freund um sehr, sehr viel Geld betrogen hatte, stürzte er in eine Depression. Sechs Monate habe er nur in die Ferne gestarrt, ohne Lebensmut, ohne Vision. Sein Sohn Wayne hat ihn schließlich nach Deutschland geholt und für medizinische Betreuung gesorgt.

Der Psychologe hat ihm damals dringenden geraten, wieder zu singen und aufzutreten, um nicht unterzugehen. So entschloss sich Carpendale zum Comeback, auch wenn sich die Öffentlichkeit darüber mokierte. Wer mit Getöse geht und dann so bald wieder da ist, dem wird gern Kalkül unterstellt. Carpendale scheint bis heute nicht verwunden zu haben, wie die Medien seine Lebensumstände und die Rückkehr auf die Bühne kommentierten. „Deutschland ist ein Land voller Hämme“, sagt er. Vermutlich ist er deshalb so reserviert, so misstrauisch und verschlossen.

Aber it's business. Seit Wochen ist Carpendale unterwegs. Ob er will oder nicht, er muss Interviews geben und Auftritte bei Radiosendern absolvieren, denn selbst er, der stolz betont, dass er nach Peter Alexander und Madonna die meisten Hits in Deutschland gelandet hat, selbst er verkauft eine neue CD nur mit harter Arbeit. Denn eigentlich wollen die Fans doch nur Hits wie „Für ein Tür mit Alice“ hören. Bis auf seinen ersten Erfolg, „Das schöne Mädchen von Seite 1“, spielt er sie auf den Konzerten geduldig wieder und wieder. „Das ist ein Zeichen, dass die Leute die alten Zeiten vermissen“, sagt er. So wie er auch?

**„Ich will nicht mit 67 Jahren in Rente gehen, sondern lieber nach vorne schauen.“**

Howard Carpendale mag von der Musik nicht lassen

„Es ist eine verrückte Welt“, findet Carpendale, dem die neue Technik so wenig behagt wie das Zocken der Banker. „Wir müssten sagen: Stopp, lasst uns überlegen, was die letzten dreißig Jahre gebracht haben.“ Nach seinem Wegzug von Florida leben er und Donnice in der Nähe von München. Mit Kollegen aus der Branche hat er wenig zu tun. „Ich verbringe meine Zeit lieber mit Sportlern“, sagt er. Er ist bis heute ein ausgezeichnete Golfspieler.

Carpendale könnte es sich also wie andere Senioren auf dem Golfplatz gut gehen lassen. „Aber ich will nicht mit 67 in Rente gehen, sondern nach vorne schauen“, sagt er – und man ahnt, wie schwer es sein muss, nach einer solchen Karriere selbstgenügsamer Ruhe zu finden. „Die Arbeit macht sehr viel Sinn und hält einen wach“, sagt er. Aber es scheint existenzieller zu sein. Musik nicht als Leidenschaft, sondern als Rettungsanker – um nicht unterzugehen.

Bloß nicht

**Vertzeln** Lehrer raten ihren Schülern, im Internet zu recherchieren. Man könnte auch Bücher lesen oder eine Bücherei aufsuchen. Von Christoph Weymann

Die Schulzeit ist zwar lange her, aber so viele Erinnerungsreste spuken einem doch noch im Kopf herum, dass man sicher sagen kann: nein, solche Anweisungen wie heute gab es zu unserer Zeit nicht! Kein Lehrer hätte früher zu Hausaufgaben und Referat eine Empfehlung abgegeben nach dem Motto: „Das lest ihr mal in einem Buch nach!“ Man wäre zur Recherche wohl auch nicht in ein dubioses Lagerhaus geschickt worden, in dem sich ein paar hervorragende Quellen finden lassen – zwischen jeder Menge Schmuddelhefte, dubiosen Zeitschriften, Massen an Werbung und finsternen Gestalten. Wahrscheinlich wären unsere Lehrer schon vor einer solchen Empfehlung zurückgeschreckt, wenn sie mitbekommen hätten, dass vor dem Lagerhaus Dutzende Freunde und Bekannte ihrer Schüler herumlungern, die den ganzen Tag nichts anderes zu tun haben, als alle Neuankömmlinge in stundenlange Dialoge aus lauter Minisätzen zu verwickeln.

Die heutige Lehrergeneration hat anscheinend weniger Probleme, Schüler an solche Orte zu schicken, zumindest virtuell. „Das schaut ihr mal im Internet nach!“, heißt es von der Grundschule an bei jeder Gelegenheit, als ob Büchereien gerade verboten wären und Lehrer ein Gelübde abgelegt hätten, nicht für Material zu sorgen. Ob Faulheit oder Naivität dahintersteckt – wer Kinder leichtfertig und ohne jeden weiteren Hinweis pauschal in die Abgründe des Netzes schickt, kann sich sogar noch damit schmücken, eben mal die Medienkompetenz der Bildschirmjugend erweitert zu haben. Herzlichen Dank, liebe Lehrer! Da hoffen wir nur, dass auch eure Kinder so kompetent sein mögen, Tag und Nacht vor dem Monitor sitzen und das unter Hinweis auf die immer wieder zwischen durch mal angeklickten Hausaufgaben rechtfertigen.

Die helle Jahreszeit



Kinderkram

**Winter** Wenn der Schnee fällt, glüht das Familienleben. Nur die Igel können schlafen.

Von Martin Gerstner

Morgens: Unterhose, lange Unterhose, Hose, Unterhemd, langes Unterhemd, Pulli, dicke Socken, Jacke, Handschuhe, Stiefel, Schal, Mütze. Abends – in umgekehrter Reihenfolge: Mütze, Schal, Stiefel, Handschuhe, Jacke, dicke Socken usw. Dieses Ritual der Be- und Entkleidung unter maximalem Zeitdruck (Schule!) ist die Signatur des Winters im Leben der Familie. Geschrieben ist sie mit roter Tinte. Die Nasen der Kinder leuchten rot – eine sinnvolle Einrichtung der Natur, weil es die Verkehrssicherheit in der dunklen Jahreszeit erhöht. Rot glühen auch die Backöfen, in denen sich alljährlich die faszinierende Transformation von Teig zu Beton vollzieht.

Wobei: das mit der dunklen Jahreszeit ist Unsinn. Der Mensch folgt ja spätestens mit seiner eigenen Geburt dem Drang zum Licht und lässt davon auch im Winter nicht ab. Frühe Höhlenzeichnungen deuten darauf hin, dass bereits der Australopithecus mit Kerzen hantierte, sie aber nicht entzünden konnte, weil es an Streichhölzern fehlte. Mit dem aufrechten Gang war es möglich, Weihnachtsmärkte zu gründen, weil die Menschen über die Verkaufsstände blicken konnten. Sie sahen dann Kerzen: Stabkerzen, Spitzkerzen, Stumpenkerzen, Kugelkerzen, Lackkerzen, Tulpenkerzen, Duftkerzen und nicht zuletzt LED-Kerzen mit Batterie. Warum kein Baumarkt Kerzen anbietet, die bei der Berührung mit Kinderhänden einen Alarm auslösen, ist unklar. Schätzungen, deren Quelle wir vergessen haben, gehen davon aus, dass in der Adventszeit mehr als 100 Millionen Kerzen und andere

entzündliche Lichtquellen in Europa leuchten. Dazu kommen elektrische Rentiere und die üblichen Wohnungsbrände. Im Winter ist es in Deutschland also heller als im Sommer.

Dank dieser gleißenden Helligkeit können Familien die besinnlichen Tage mit zügelloser Aktivität verbringen. Man bewirft sich mit Schneebällen und lacht den Schmerz auf menschlicher Haut platzender Eiskristalle weg. Man bucht Urlaubsreisen, für die schon vor der ersten Berührung eines Schlittens mit Schnee das Konto in den roten (!) Bereich getrieben wird. Alle Hügel sind bevölkert von Kindern und Schlitten, die getrennt voneinander durch den Schnee kullern. Untermalt wird das Ganze vom allgegenwärtigen Kreischen der Rauchmelder.

Das alles macht für viele Eltern den Winterschlaf zu einer begehrenswerten Option. Sie denken mit Neid an die Igel und Kleinnager, die in den Gärten vor sich hindösen, sofern sie nicht von Schneebällen getroffen oder von Schlittenkufen zerteilt werden. Diese Tiere können Blutdruck und Körpertemperatur auf nahe null senken, um Energie zu sparen. Der Blutdruck von Eltern steigt dagegen im Winter signifikant an, was durch die überhitzten Innenräume verschärft wird. Leider war in den Koalitions-gesprächen die Einführung des Winterschlafs kein Thema. So wird Deutschland also weiter qualmen und dampfen. Dieser Dampf trägt stark zur allgemeinen Klimaerwärmung bei. Das ist ein gutes Zeichen, denn damit entfällt in rund 234 Jahren der Zwang zur Winterkleidung. Bis dahin müssen wir noch durchhalten.